GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Un-Gleichheit hinter dem Katheder : Ein kommentierter Situationsbericht über das stati(sti)sche Verhältnis der Geschlechter an Österreichs Universitäten

Mazohl-Wallnig, Brigitte

1990

https://doi.org/10.25595/946

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Mazohl-Wallnig, Brigitte: *Un-Gleichheit hinter dem Katheder : Ein kommentierter Situationsbericht über das stati(sti)sche Verhältnis der Geschlechter an Österreichs Universitäten*, in: L' homme : Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, Jg. 1 (1990) Nr: 1, 73-87. DOI: https://doi.org/10.25595/946.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.7767/lhomme.1990.1.1.73

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Aktuelles und Kommentare

Un-Gleichheit hinter dem Katheder

Ein kommentierter Situationsbericht über das stati(sti)sche Verhältnis der Geschlechter an Österreichs Universitäten

Brigitte Mazohl-Wallnig

„Onde vedendo l'huomo che la donna è più nobile di virtù e di beltà di lui ... si rode e si consuma per invidia ... per il troppo amore che à lor medisimi portano gli huomini giudicandosi d'intelletto e d'ingegno nobilissimo e di natura superiore alle donne ..."
(Lucrezia Marinella, 1600)[1]

„Lo spirito ... non à sesso"
(Nicolò Bandiera, 1740)[2]

„Gesetzt nun aber auch, daß Gelehrsamkeit *und* Weiblichkeit, starke Belesenheit *und* hausmütterliche Sorgfalt, Schriftstellersarbeiten *und* Haushaltungskunst, Zeitungslob *und* weibliche Bescheidenheit ... füglich gepaart werden und nebeneinander bestehen könnten: so wäre der Versuch, diese unglaubliche Vereinigung zustande zu bringen, einer jungen Person doch gar sehr zu widerraten, weil sie ... Gefahr laufen würde, durch eine geschwächte Leibesbeschaffenheit, durch ein zerrüttetes Nervengebäude und mit demselben durch den Verlust ihrer ganzen irdischen Glückseligkeit für jenes Wagestück schwer zu büßen." (J. Heinrich Campe, 1796)[3]

Die Vorgeschichte ist bekannt. Die Geschichte der „weiblichen Universitätsgeschichtslosigkeit" ist zwar im Detail noch zu schreiben,[4] doch

1 Lucrezia Marinella, Le nobiltà et eccellenze delle donne. Et i difetti e mancamenti degli uomini, Venetia 1600, 41. („Als der Mann sah, daß die Frau viel reicher an Tugend und Schönheit ist als er ..., nagte der Neid an ihm und fraß ihn auf ... wegen übergroßer Liebe zu sich selbst glauben die Männer, sie hätten den edelsten Verstand und Geist und seien den Frauen von Natur aus überlegen ...")

2 Nicolò Bandiera, Trattato degli studi sulle donne in due parti diviso. Opera d'un accademico intronato dedicata a Procuratessa Lisabetta Cornaro Foscarini, Venezia 1740, 85. („Der Geist ... hat kein Geschlecht")

3 Joachim Heinrich Campe, Väterlicher Rath für meine Tochter, Braunschweig 1796, 54.

4 Neda Bei und Edith Saurer, Zu einer noch zu schreibenden Geschichte weiblicher Universitätsgeschichtslosigkeit, in: Projektgruppe Kritische Universitätsgeschichte Hg., Vernunft als Institution, Wien o.J.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

wissen wir dank der bisher geleisteten Forschungsarbeiten um den langen und schwierigen Weg, den Frauen um ihre Zulassung zur Universität, und damit zur Wissenschaft in Forschung und Lehre zurücklegen mußten.[5] Und auch die mehr oder weniger überzeugenden Argumente, mit welchen um die Jahrhundertwende die männliche gelehrte Öffentlichkeit zu dieser Frage Stellung bezog, müssen nicht mehr wiederholt werden. Denn daß zu Beginn dieses Jahrhunderts „unsere Universitäten ... Männeruniversitäten" waren (und nach Ansicht sehr vieler Wissenschaftler aus allen Fachdisziplinen auch bleiben sollten),[6] ist eine Tatsache, die heute von niemandem mehr in Zweifel gezogen wird; es scheint mir eine Möglichkeit wissenschaftlicher Fairneß darin zu liegen, aus dem breiten Fundus an unvergleichlichen Selbstzeugnissen des männlichen Überlegenheitsanspruchs nicht weiter Kapital zu schlagen.

Viel entscheidender und von weiterführendem Interesse muß hingegen die Frage sein, was sich in den nahezu hundert Jahren, die seit der Öffnung der Universitäten für Frauen vergangen sind, hinsichtlich des von Männern dominierten Erscheinungsbildes der Universität tatsächlich geändert hat.

Von „Männeruniversitäten" kann heute nicht mehr gesprochen werden. Unter dem Deckmantel der formalen Gleichstellung hat sich die Universität als scheinbar geschlechtsneutrale Institution etabliert. Die Kategorie „Geschlecht" – um die Jahrhundertwende der entscheidende Parameter schlechthin, als es um die „Befähigung der *Frau* zu wissenschaftlichem Studium und Beruf" ging – hört immer dann auf, politischer Kampfbegriff des öffentlichen Diskurses zu sein, wenn sie sich als solcher gegen das *männliche* Geschlecht zu richten beginnt. Dort nämlich, wo die Kategorie „Geschlecht" unverändert bestehende Mißverständnisse der heute scheinbar so lückenlos realisierten Gleichstellung mehr als deutlich zur Schau stellen würde, dort schleicht sie sich als Argumentationselement ganz heimlich davon, um sich hinter geschlechtsneutralen Kategorien wie Pluralität und Objektivität, Wertfreiheit und Offenheit zu verschanzen.

Daher gilt es umso mehr, jene Organisation, die heute für sich in Anspruch nimmt, für Frauen und Männer gleichermaßen zugänglich und verfügbar zu sein, unter dem Gesichtspunkt der Geschlechtszugehörigkeit ihrer Mitglieder etwas genauer unter die Lupe zu nehmen, und dabei zunächst von der unbestechlichen „Objektivität" der Zahl auszugehen.

Freilich ist das durch die Zahl vermittelte Bild der „Präsenzpyramide" von Frauen an Universitäten hinlänglich bekannt, und immer wieder wird (auch von offizieller Seite) auf deren hierarchisch abgestuftes Gefälle

5 Vgl. insbesondere Kristine von Soden und Gaby Zipfel Hg., 70 Jahre Frauenstudium. Frauen in der Wissenschaft, Köln 1979; Karin Hausen und Helga Nowotny Hg., Wie männlich ist die Wissenschaft? Frankfurt 1986; Anna Lind, Das Frauenstudium in Österreich, Deutschland und in der Schweiz, Wien (Diss.) 1961; Verein Feministische Wissenschaft Hg., Ebenso neu als kühn. 120 Jahre Frauenstudium an der Universität Zürich, Zürich 1988.

6 Otto Gierke in der berühmten Befragung von Arthur Kirchhoff, Die akademische Frau. Gutachten hervorragender Universitätsprofessoren, Frauenlehrer und Schriftsteller über die Befähigung der Frau zum wissenschaftlichen Studium und Berufe, Berlin 1897, 23, zit. nach Karin Hausen, Warum Männer Frauen zur Wissenschaft nicht zulassen wollten, in: Nowotny, Wie männlich, 34.

verwiesen, das für das Jahr 1989 einen Frauenanteil von 49 % bei den Studienanfängern, jedoch keine einzige Frau in den Rängen der Dekane und Rektoren ausweist.[7]

Dennoch scheint dieses augenfällige Mißverhältnis mit dem Selbstverständnis der Universitäten als geschlechtsneutrale und geschlechtsübergreifende, die „eine" Wissenschaft verkörpernde Institution durchaus vereinbar zu sein, läßt sich doch der schwer zu leugnende Frauenmangel in den höheren Rängen unter Berufung auf die historisch kurze Zeitspanne des Frauenstudiums allzu leicht begründen und mit der zuversichtlichen Hoffnung auf künftig zu erwartende Frauengenerationen in Forschung und Lehre allzu vordergründig beschwichtigen.

Es darf jedoch nicht vergessen werden, daß auch die Zahl ihre eigene Geschichte hat; daß Hoffnungen, die nach Jahrzehnten sich nicht erfüllt haben, enttäuschte Hoffnungen und das heißt: Ent-Täuschungen geworden sind; daß – in Jahrzehnten gealterte – Zukunftsvisionen irgendwann ihre Glaubwürdigkeit verlieren und statt dessen als Zeugnisse erfolgloser Vergangenheitsziele dienen müssen. Der optimistische Grundton, der die Jubelschriften des Jahres 1927 anläßlich der Dreißigjahrfeiern des Frauenstudiums in Österreich durchzieht („Die Schwierigkeiten von einst sind heute größtenteils überwunden ..."[8]) nehmen sich heute zugleich anachronistisch und höchst aktuell aus, wenn beispielsweise festgestellt wird, daß Frauen an Universitäten trotz ihrer zahlreicher Leistungsbeweise immer noch mit Widerständen zu kämpfen hätten. „Die Macht des Herkommens und alter Gewohnheit", bemerkte der Historiker Alfons Dopsch damals – 1927 – in Überschätzung der Frauenfreundlichkeit seiner eigenen Zeit, „war den Frauen feindlich"![9]

Wesentlich ist es daher, die quantitative Präsenz von Frauen an der Universität als *historisches* Phänomen und als Bestandteil jenes umfassenderen historischen Wandlungsprozesses zu sehen, der die Geschichte der Universität in den letzten hundert Jahren *überhaupt* kennzeichnet und gekennzeichnet hat.

Daß höhere Bildung und der Zugang zur Universität noch am Ende des 19. Jahrhunderts, zu jener Zeit also, da man die Frage der Zulassung von Frauen zu diskutieren begann, ein Privileg für eine kleine Gruppe der (männlichen) Bevölkerung darstellte, ist bekannt: In der Zeit nach dem Reichsvolksschulgesetz 1869 überstieg der Anteil der Gymnasiasten (d.h. der zukünftigen Universitätsstudenten) kaum 3 % der Gesamtbevölkerung, und selbst nach der Schulreform von 1927 belief sich der Prozentsatz von Maturanten und Maturantinnen lediglich auf 4 %.[10]

7 Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung Hg., Funktionsstatistik 1989, Wien 1990. Eine Ausnahme in diesem Zusammenhang war die Wahl der Amerikanistin Brigitte Scheer-Schätzler zur Dekanin der philosophischen Fakultät an der Universität Innsbruck (WS 1978/79) und ist inzwischen (1990) die Theologin Pissarek-Hudelisk an der theologischen Fakultät ebenfalls in Innsbruck.

8 Alfons Dopsch, Dreißig Jahre Frauenstudium in Österreich, in: Festausschuß anläßlich des Dreißigjährigen Frauenstudiums Hg., Dreißig Jahre Frauenstudium in Österreich 1897 – 1927, Wien 1927, 7.

9 Dopsch, Dreißig Jahre, 7.

10 Alois Ecker und Michael Zahardnik, Familie und Schule. Sozialgeschichtliche Aspekte, Wien 1986, 156.

Gemessen an der heutigen Maturant/inn/enquote, zeigt sich die gewaltige allgemeine Bildungsexplosion, die sich auch in Österreich – im internationalen Vergleich freilich verspätet – in den letzten Jahrzehnten vollzogen hat. Bis zum Jahre 1967 war der Anteil der Maturant/inn/en an der Gesamtbevölkerung auf 10,4 % angestiegen, im Jahre 1989 belief er sich bereits auf 27,7 %![11]

Dieser *allgemeine* Anstieg der Maturantenquote brachte als Konsequenz notwendigerweise auch eine zunehmende Zahl von *weiblichen* Maturanten mit sich, wobei die Parallelentwicklung von Universitätszugang und Gymnasialbildung (Maturaklausel!) für Frauen stets mitzudenken ist, sodaß von Maturant*innen* sinnvollerweise erst im 20. Jahrhundert gesprochen werden kann. Bereits 1967 allerdings waren 35 % aller Maturanten Frauen, und das Jahr 1985 brachte mit 51 % Frauen erstmals eine weibliche Majorität unter den Maturant/inn/en mit sich.[12]

Für die Universitäten bedeutete diese Entwicklung einen rapiden Zuwachs an Studierenden insbesondere in den letzten Jahrzehnten. In absoluten Zahlen ausgedrückt: es gibt heute 158.396 Student/inn/en in Österreich, das sind (gemessen an 43.122 im Jahre 1970/71) etwa dreimal soviel als noch vor zwanzig Jahren. Auch das Anwachsen des Frauenanteils unter den Studenten ist also vor allem im Zusammenhang mit dieser *allgemeinen* Zuwachsrate an Universitätsstudenten zu sehen: Der letzten amtlichen Statistik zufolge sind bereits 44,0 % der ordentlichen Hörer Frauen, bei den Erstimmatrikulierenden im Studienjahr 1988/89 belief sich der Frauenanteil sogar auf 48,8 % – verglichen mit der Zahl von nur 25,4 % an weiblichen Universitätsstudenten im Jahre 1970/71 ein auf den ersten Blick bestechender Anstieg, der freilich angesichts der *beide* Geschlechter gleichermaßen betreffenden explosionsartigen Vermehrung der Student/inn/en *überhaupt* für die Verbesserung der Situation von Frauen wieder an Aussagekraft verliert.[13]

Denn einerseits zeigt sich an diesen Zuwachsraten einmal mehr das bekannte Phänomen, daß ein steigender Frauenanteil immer nur dort zu konstatieren ist, wo sich generell eine Expansion (und damit der Verlust an Sozialprestige) in einer Berufsbranche vollzieht, zum anderen aber scheinen mir diese Zahlen – über die reine Frauenproblematik hinaus – sehr viel mehr über den grundsätzlichen Wandlungsprozeß an der Universität selbst auszusagen, der bei unseren Überlegungen nicht außer Acht gelassen werden darf.

Wie sehr sich Charakter und Funktion dieser Institution allein auf der Grundlage dieser gewandelten Zahlenkonstellation verändern mußten, mag an einem zeitübergreifenden Vergleich ermessen werden: Im Jahr 1879/80 studierten an der Universität Wien (damals die größte Universität im Einzugsgebiet der gesamten Habsburger Monarchie) 3.896 Studenten – und als 1897/98 die ersten drei Frauen in Wien als ordentliche

11 Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung Hg., Frauen an Universitäten. Starke Präsenz des „schwachen" Geschlechts, Wien 1990, 14.
12 BMWF, Frauen an Universitäten, 14.
13 BMWF, Funktionsstatistik.

Hörerinnen immatrikulierten, war die Gesamtzahl der Inskribierten erst auf 5.710 Studenten angewachsen.[14]

Im Sommersemester 1928 hatte sich die Hörer/inn/enzahl (mittlerweile innerhalb des Einzugsgebietes der heutigen Republik) auf 10.028 erhöht;[15] 1979 (also hundert Jahre nach unserer Ausgangszahl) studierten bereits 31.296 Student/inn/en an der Universität Wien, was gegenüber 1879 etwa eine Verachtfachung der Studentenzahlen (in einem geographisch bedeutend geschrumpften Raum) bedeutet.[16] Heute – im Sommersemester 1990 – sind 59.357 Hörer/inn/en an dieser größten österreichischen Universität inskribiert, also nahezu doppelt so viel wie noch vor zehn Jahren, und fünfzehnmal soviel wie 1879/80.[17]

Und diese Entwicklung läßt sich nicht nur an einer großen und traditionsreichen Universität konstatieren. Das Beispiel der im Wintersemester 1964/65 neu begründeten Universität Salzburg[18] zeigt, daß auch kleinere und jüngere Universitäten mit ähnlichen Zuwachsraten aufwarten können. 503 Hörern und Hörerinnen im Begründungsjahr 1964/65 standen bereits 3.749 Studierende im Jahr 1971 gegenüber, während die letzte Statistik (Sommersemester 1990) 10.460 inskribierte Student/inn/en aufweist![19]

Diese grundlegenden quantitativen Veränderungen, die den in den letzten zwanzig Jahren rapide vollzogenen Wandel hin zur Massenuniversität auch in Österreich deutlich dokumentieren, gilt es, sich vor Augen zu halten, wenn von der Präsenz von Frauen nicht nur auf studentischer Ebene, sondern vor allem innerhalb des akademischen Lehrkörpers die Rede ist.

Und dies aus zweierlei Gründen: Denn zum einen läßt sich erst im Zusammenhang mit dieser grundsätzlichen Problematik die historische Relativität jener „absoluten" Zahlen aufzeigen, welche in den letzten Jahren und Jahrzehnten den Frauenanteil beispielsweise unter der Professorenschaft als gleichbleibend *stagnierend* ausweisen, während er eigentlich – gemessen an den expandierenden Student/inn/enzahlen – als *rückläufig* einzustufen ist. Ist es doch unmittelbar einleuchtend, daß die Präsenz *einer* ordentlichen Professorin (etwa an der geisteswissen-

14 Akademischer Senat der Wiener Universität Hg., Geschichte der Wiener Universität von 1848 bis 1898, Wien 1898, 404 – 405.

15 Akademischer Senat Hg., Die Universität Wien. Ihre Geschichte, ihre Institute und Einrichtungen, Düsseldorf o.J., 88.

16 Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung Hg., Universitäten und Hochschulen in Österreich 1979, Wien o.J.

17 Auskunft der Evidenzstelle der Universität Wien, Stand im Juli 1990. Zu berücksichtigen ist dabei, daß es sich bei dieser Zahl um die *inskribierten* und nicht um die *immatrikulierten* Student/inn/en handelt; letztere Zahl ist nämlich noch beträchtlich höher und beläuft sich auf 86.096 Hörer/inn/en.

18 Eine theologische Fakultät hatte es schon vor dieser Neugründung gegeben; die geisteswissenschaftliche, juridische und naturwissenschaftliche Fakultät sind in Salzburg Neugründungen.

19 Stand der inskribierten Hörer 1962/63 – SS 1990 bzw. Übersicht über die Hörerzahlen der Universität Salzburg im Sommersemester 1990. Beide Unterlagen aus der Evidenzstelle der Universität Salzburg. Auch hier ist wiederum die Zahl der *Immatrikulierten* wesentlich höher und umfaßt 16.092 Student/inn/en. Der Frauenanteil ist in beiden Fällen in Salzburg besonders hoch und beträgt bei den Inskribierten 52 %, bei den Immatrikulierten 54 %.

schaftlichen Fakultät der Universität Salzburg) im Jahre 1990, verglichen mit derselben Anzahl im Jahre 1971, angesichts der nahezu verdreifachten Student/inn/enzahlen eindeutig im Sinne eines Rückgangs gedeutet werden muß, auch wenn statistisch gesehen, die „absolute" Zahl gleichgeblieben ist.[20]

Zum zweiten aber – und dies scheint mir ein noch viel wesentlicheres Element zu sein – läßt sich erst im Kontext dieses grundlegenden Gestaltwandels der Universität eine tieferliegende und verborgene Dimension der problematischen Beziehung zwischen Universität und Frauen erkennen, die sich auf diese Weise als entscheidendes Strukturmerkmal gerade dieser Entwicklung der modernen Massenuniversität selbst enthüllt.

In dieser Hinsicht sind neben den expandierenden Zahlen an Studierenden noch weitere Faktoren von konstitutiver Bedeutung, die wiederum auf der Basis einfacher Zahlenvergleiche deutlich dokumentiert werden können.

Ein entscheidender Faktor betrifft zunächst die Stagnation und das Einfrieren der Professorenzahlen überhaupt, oder anders ausgedrückt die Tatsache, daß die überproportional angestiegenen Lehranforderungen zunehmend an den sogenannten akademischen Mittelbau (Assistent/inn/en bzw. Dozent/inn/en) und an ein immer breiter werdendes Potential von sozial ungesicherten und befristet beschäftigten Lehrbeauftragten übertragen werden. Die Ursachen für dieses Phänomen sind zweifellos in einer rigiden staatlichen Sparpolitik zu suchen (wobei deren tatsächlicher Erfolg angesichts der aufgeblähten Lehrauftragskontingente durchaus zweifelhaft ist), wenngleich auch die mangelnde Bereitschaft der Professorenschaft selbst, eine dem Studentenansturm adäquate Präsenz ihrer Berufsgruppe mit allem Nachdruck zu fordern, ebenfalls mit in Rechnung zu stellen ist, und sich der Verdacht einschleicht, ein gewisses professorales Solitärbedürfnis habe hier einiges mitzuverantworten.

Es genügen wenige Daten, um die in den letzten zehn bis zwanzig Jahren stagnierende, ja – gemessen an den Student/inn/enzahlen – rückläufige Entwicklung der Professorenzahlen zu belegen: Gemäß der letzten offiziellen Statistik des Wissenschaftsministeriums aus dem Jahre 1989 gibt es in Österreich 1.108 ordentliche Professor/inn/en; 1979 hatte es 1.119 gegeben. Geringfügig sind lediglich die Extraordinariate angestiegen: von 420 im Jahre 1979 auf 485 im Jahre 1989.[21]

Ruft man sich die Zahl der Studierenden in Erinnerung, so stehen heute für 158.396 Hörer/inn/en 1.593 (1.108 ordentliche und 485 außerordentliche) Professoren zur Verfügung, was einem Verhältnis von 99 Student/inn/en pro Professor entspricht. Ein kurzer Blick auf die entsprechende Relation im Jahre 1897/98 mag illustrieren, was sich hier gewandelt hat: Für 605 Studenten an der philosophischen Fakultät der Univer-

20 Rektorat der Universität Salzburg Hg., Vorlesungsverzeichnis. Personalstand Wintersemester 1971/72, Salzburg o.J., 109 – 111. Es handelte sich damals um Erika Weinzierl (111); Universitätsdirektion der Universität Salzburg Hg., Vorlesungsverzeichnis. Personalstand Sommersemester 1990, Salzburg o.J., 115 – 117. Die einzige ordentliche Professorin ist derzeit Sigrid Jalkotzy (117).

21 BMWF, Funktionsstatistik bzw. BMWF, Universitäten und Hochschulen in Österreich.

sität Wien gab es damals 68 Professoren, d.h. *ein* Professor hatte (aufgerundet) *neun* Studenten zu betreuen![22]

Ähnliches ließe sich im Detail an allen österreichischen Universitäten nachweisen. Als Beispiel sei wiederum die Universität Salzburg angeführt, wo gerade die Neugründung der Universität eine besonders expandierende Berufungspolitik erwarten lassen hätte können:

1971/72 gab es in Salzburg für 3.749 Student/inn/en (der damals bestehenden drei Fakultäten) 65 ordentliche Professoren – 1990 (mit mittlerweile 7.123 Studierenden an denselben Fakultäten) ist diese Zahl auf 71 (!) angewachsen; mit anderen Worten: In den letzten zwanzig Jahren hat sich die Zahl der durch ordentliche Professoren betreuten Student/inn/en von 57 (im Jahre 1971) auf *100* (im Jahre 1990) nahezu verdoppelt, was einer doppelt rückläufigen Zahl von Ordinariaten gleichkommt.[23]

Es versteht sich von selbst, daß angesichts solcher Bedingungen der Frauenanteil innerhalb der Professorenschaft notwendigerweise *mit*stagnieren mußte, daß die – relativ gesehen – rückläufige Zahl von weiblichen Professoren *auch* als eine Folge dieser allgemein sich umkehrenden Relation zu betrachten ist: Je mehr die Zahl der Studierenden steigt, desto niedriger wird die relative Professorenquote, eine langfristig gesehen höchst bedenkliche Entwicklung.

Im Jahre 1987 stellte anläßlich der Schlußveranstaltung der Salzburger Frauenringvorlesung die Germanistin Sigrid Schmid im Rahmen einer Podiumsdiskussion zum Thema „Alma Mater ohne Töchter – was ist weiblich an der Universität?" die Prognose auf, man werde erst in 390 Jahren, also im Jahre 2437, die Parität bei den Professorenstellen erreichen, vorausgesetzt allerdings, die damals beobachtete Zuwachsgeschwindigkeit bliebe weiterhin konstant, „was (ihr) auf Grund der Wirtschaftslage keineswegs sicher" erschien.[24]

Die neuesten Daten zeigen, daß die entsprechende Wachstumsrate tatsächlich in den letzten Jahren *nicht* beibehalten werden konnte, und daß – gemessen am Status von 1985 – der Frauenanteil unter den Professoren – sogar absolut gesehen – wieder rückläufig ist. Konnte man 1985 noch von einem Anteil von 2,8 % an weiblichen Ordinarien ausgehen, so ist dieser Prozentsatz in der Statistik von 1989 auf 2,07 % (und damit unter die Prozentmarke von 2,2 % im Jahr 1980!) gesunken.[25] Derzeit gibt es unter den 1.108 ordentlichen Professoren in ganz Österreich: 23 Frauen![26]

Dieses Ergebnis erweist sich als noch entmutigender, wenn man etwa das Jahr 1966 zum Vergleich heranzieht. Damals gab es an der philosophischen Fakultät der Universität Wien drei Ordinariae, vier Extraordi-

22 Senat, Geschichte Wiener Universität, 270, 404.

23 Vorlesungsverzeichnis Universität Salzburg WS 1971/72, 65 – 66, 85 – 86, 109 – 111; Vorlesungsverzeichnis Universität Salzburg SS 1990, 59, 81 – 82, 115 – 117, 201 – 202. Die naturwissenschaftliche Fakultät ist bei dieser Zählung nicht mitberücksichtigt.

24 Christa Gürtler u.a., Frauenbilder, Frauenrollen, Frauenforschung. Ringvorlesung an der geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Salzburg, Wien – Salzburg 1987, 183 – 184.

25 Ebd., 183.

26 BMWF, Funktionsstatistik.

nariae und 19 Dozentinnen,[27] 1990 lehren an derselben Fakultät wiederum drei ordentliche und drei (!) außerordentliche Professorinnen, sowie 14 (!) Dozentinnen.[28] Ähnliches gilt für Innsbruck, Graz und Salzburg, wo dieselbe Stagnation (seit fünfundzwanzig Jahren!) allein an den „absoluten" Zahlen festgestellt werden kann, wobei die Relation zur Zuwachsrate an Studierenden noch gar nicht mitberücksichtigt ist.[29] Nun spielt hier zweifellos das oben skizzierte allgemeine Strukturproblem eine entscheidende Rolle, und es ist durchaus geboten, von einer wechselseitigen Verflechtung der verschiedenen quantitativen Gegebenheiten auszugehen: Es sind nämlich gerade jene Frauen von der allgemeinen Stagnation der letzten zwanzig Jahre betroffen, die auf Grund der allgemeinen Zuwachsraten auf studentischer Ebene im gleichen Zeitraum erstmals aus einem breiteren Reservoir den wissenschaftlichen Nachwuchs stellen hätten können und stellen könnten.

Der Weg zum Aufstieg in die höchsten akademischen Ränge blieb und bleibt für Frauen eben in jenen Jahren verschlossen, da erstmals auf breiter Basis die Voraussetzungen dafür gegeben wären, ihn überhaupt erst beschreiten zu können.

Die *wenigen* Frauen hingegen, die noch dreißig Jahre zuvor (aus den *wenigen* Studentinnen der Nachkriegszeit rekrutiert), die akademische Laufbahn angestrebt hatten, waren demgegenüber in den Sechziger Jahren auf eine kurzfristige Ausbauphase der Universität gestoßen, die für sie den Zugang zur akademischen Karriere möglicherweise erleichtert hat.

Das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage, zwischen erreichbaren Positionen und entsprechend qualifizierten Bewerberinnen hat sich in den letzten drei Jahrzehnten also gewissermaßen umgekehrt: Während es 1960 für mehr Professorenstellen weniger Frauen gab, gibt es 1990 für weniger Professorenstellen mehr Frauen! Bei böswilliger Interpretation dieses Sachverhalts könnte man – insbesondere in Rückbesinnung auf die junge Geschichte der Frauenzulassung zur Universität – unterstellen, offiziellerseits (und das heißt männlicherseits) habe man in einer ersten Phase die entsprechende Qualifikation von Frauen

27 Pia Maria Plechl, Das Frauenstudium an den philosophischen Fakultäten, in: Martha Forkl und Elisabeth Koffmann, Frauenstudium und akademische Frauenarbeit in Österreich, Wien – Stuttgart 1968, 23.

28 Universitätsdirektion der Universität Wien Hg., Personalstand der Universität Wien für das Studienjahr 1989/90, Wien 1990, 151 – 169.

29 In Graz gab es 1966 eine Ordinaria, drei Dozentinnen mit dem Titel eines ordentlichen bzw. außerordentlichen Professors und drei weitere Dozentinnen, in Innsbruck lehrten zwei Ordinariae und vier Dozentinnen (Plechl, Frauenstudium, 23); heute gibt es in Graz drei Ordinariae und ebenfalls sechs Dozentinnen (Universitätsdirektion Universität Graz Hg., Karl Franzens Universität Graz Bulletin Sommersemester 1990, Graz 1990, 55 – 77), in Innsbruck zwei Ordinariae, zwei Extraordinariae und zehn Dozentinnen (Universität Innsbruck Hg., Universitas Oenipontana. Vorlesungsverzeichnis und Personalstand Sommersemester 1990, 307 – 312). In Salzburg war die spätere einzige Ordinaria (Weinzierl) 1966 als einzige Dozentin tätig (Plechl, Frauenstudium, 23). Mittlerweile gibt es an der philosophischen Fakultät der Universität Salzburg allerdings neben einer weiterhin einzigen Ordinaria noch zwei (!) Extraordinariae und 13 Dozentinnen, eine im gesamtösterreichischen Vergleich angesichts der Größe der Universität überdurchschnittlich hohe Anzahl (Vorlesungsverzeichnis Universität Salzburg SS 1990, 121 – 123).

direkt verhindert (die erste Frau wurde zwar bekanntlich in Österreich 1907 habilitiert, aber erst ab Mitte der Zwanziger Jahre kann man von einigermaßen regulären Habilitationsverfahren für Frauen sprechen),[30] während man nun – in einer späteren Phase – die universitäre Reüssite von Frauen dadurch *indirekt* behindere, daß man ihnen keine ihrer Qualifikation entsprechende Positionen zur Verfügung stelle. Im „gemäßigteren" offiziellen Diskurs freilich wird demgegenüber immer wieder die heute tatsächlich gegebene De-jure-Gleichbehandlung ins Treffen geführt, und auf diese Weise die dahinter sich verbergende De-facto-Chancenlosigkeit entweder ganz übersehen oder aber als vorübergehende und wenig ins Gewicht fallende Erscheinung abgetan: Man (und vor allem frau) sollte sich damit zufriedengeben, daß rein theoretisch die Möglichkeit einer akademischen Karriere auch für Frauen heute als gegeben anzusehen ist.

Daß es allerdings wenige Frauen sind, die sich mit dieser Lage abfinden, beweisen die in den letzten Jahren ebenfalls rückläufigen Habilitationsquoten. Seit 1972 bewegt sich der Frauenanteil bei den jährlichen Habilitationen zwischen 3,3 und 9,6 %, wobei diese letzte Prozentmarke – als Höchstrate im Jahr 1982 – in den nachfolgenden Jahren nie mehr erreicht wurde, und 1988 der Frauenanteil bei den Habilitierten wieder auf 5,6 % gesunken ist. In absoluten Zahlen ausgedrückt: 1972 befanden sich unter 121 Habilitierten vier Frauen, 1988 standen 219 habilitierten Männern 13 Frauen gegenüber (das Jahr 1982 hält mit 20 Frauen gegenüber 189 Männern einen einsamen Rekord!). Auch wenn die absolute Zahl der habilitierten Frauen also ansteigt, so muß sie dennoch in Relation zu der wesentlich rascher steigenden Anzahl und vor allem in Relation zur absoluten Zahl von habilitierten Männern gesehen werden, und so gesehen kann von einer entscheidenden Zuwachsrate an Frauen keine Rede sein.[31]

Nochmals sei der Vergleich mit dem Jahr 1966 in Erinnerung gerufen: Zusammengenommen gab es damals an den philosophischen Fakultäten (die traditionsgemäß die „meisten" Frauen stellen) der Universitäten Wien, Graz und Innsbruck 10 Professorinnen (Ordinariae und Extraordinariae) und 29 Dozentinnen, während heute an denselben Fakultäten insgesamt 13 Professorinnen und 30 Dozentinnen tätig sind![32]

Im Klartext bedeutet dies, daß die „absolute" Unterrepräsentation von Frauen in den höheren akademischen Rängen seit nunmehr fast 25 Jahren nahezu *unverändert* geblieben ist, und dies in einem Zeitraum, wo der Anteil an weiblichen Studenten von 25 % auf 44 % angestiegen ist.[33]

Was, so fragt man sich, ist aus den 29 Dozentinnen des Jahres 1966 geworden? Warum hat nur ein Bruchteil von ihnen die Hürde zur Professur geschafft?

30 Vgl. Fritz Fellner, Frauen in der österreichischen Geschichtswissenschaft, in: Jahrbuch der Universität Salzburg 1981/83, 107 – 123. Elise Richter wurde am 25. August 1907 an der Universität Wien für Romanische Philologie habilitiert (Fellner, Frauen, 112).

31 BMWF, Funktionsstatistik.

32 Vgl. Plechl, Frauenstudium, 23 bzw. Vorlesungsverzeichnisse Wien, Graz, Innsbruck, wie Anm. 28 und 29.

33 BMWF, Frauen an Universitäten, 20.

Es ist zu befürchten, daß die vorhin skizzierte Einfrierung der Professorenstellen und die dadurch gegebenen verhinderten Aufstiegschancen *allein* als Begründung nicht ausreichen, und mentale Reserven hier nach wie vor von entscheidender Bedeutung sind. Mentale Reserven nicht nur manifester und sattsam bekannter Art, die beide Geschlechter mit unterschiedlicher Nuancierung dem Konzept „Karrierefrau" entgegenbringen, sondern vielmehr tieferliegende Vorbehalte der Wissenschaftlerinnen selbst, sich *diesem* Universitäts- und Wissenschaftsbetrieb nicht aussetzen zu wollen. Um die Jahrhundertwende hatte *ein* Wissenschaftler im Zusammenhang mit der Frage des Frauenstudiums die – von ihm positiv gesehene – Möglichkeit erwogen, die Zulassung von Frauen zur Universität könne vielleicht die versteinerten Strukturen dieser Institution aufbrechen und damit die Universität insgesamt verändern.[34] Jahrzehntelang konnte diese Frage freilich für die wenigen „zugelassenen" Frauen kein Thema sein, und heute erst spalten sich an den erbitterten Auseinandersetzungen um das Akzeptieren oder Meiden öffentlicher Institutionen (in unserem Falle der Universitäten), um die Entscheidung für „Integration" oder „Separation" die Strategien der Neuen Frauenbewegung.

Es soll hier auf die diesbezügliche feministische Diskussion nicht eingegangen werden, und auch die noch viel entscheidendere – mittlerweile unüberhörbare – feministische Kritik an den herrschenden androzentrischen Wissenschaftsnormen muß in diesem Zusammenhang ausgespart bleiben, wenngleich weibliche Verweigerung (gegenüber der Institution ebenso wie gegenüber der in ihr produzierten und gelehrten Wissenschaft) zweifellos auch hierin ihre Wurzeln hat.[35] Nun ist aber gerade diese Verweigerung quantitativ am wenigsten meßbar, und der Minderheitenstatus, den feministische Wissenschaftlerinnen (innerhalb und außerhalb der Universität) immer noch einnehmen, läßt wohl auch diese Begründung als unzureichend erscheinen.

Wenn aber Frauen, was anzunehmen ist, das Ziel einer akademischen Karriere *dieser* Art nicht nur nicht (oder schwer) erreichen *können,* sondern vielfach auch selbst gar nicht erst erreichen *wollen,* so müssen noch weitere Ursachen wirksam sein, die möglicherweise mentale Barrieren *und* Strukturprobleme der Universität selbst miteinander verknüpfen, und ein Bedingungsgefüge schaffen, in dem Geschlechtsrollenklischee *und* Organisationsform der Universität – untrennbar ineinander verwoben – sich wechselseitig bedingen und stützen.

Um diese Überlegung zu verdeutlichen, ist es nötig, den Blick auf die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung auf *alle* Organisationsebenen der Universität zu werfen und ein Phänomen zu bedenken, das – ebenso allgemein bekannt wie wenig spektakulär – allzu leicht übersehen wird, wenn von Strukturfragen der Universität die Rede ist: die Tatsache nämlich, daß es vor allem und überwiegend Frauen sind, welche traditionsgemäß die „untergeordnete" Tätigkeit bürokratischer Schreibdienste und Zuarbeitung in allen Institutionen leisten.

34 Vgl. Hausen, Warum Männer, 38 – 39.

35 Vgl. beispielsweise Sandra Harding, Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht, Hamburg 1990.

Mit Stolz wird in den offiziellen Statistiken vermerkt, es sei der Frauenanteil bei den Bundesbediensteten im letzten Jahrzehnt (seit der Errichtung des Förderungsprogramms für Frauen im Bundesdienst) von 22,7 % im Jahr 1981 auf 37,5 % im Jahr 1988 angewachsen.

Sieht man sich jedoch diese Statistik genauer an, so erweist es sich, daß immer noch 75,4 % dieser Frauen in den Verwendungsgruppen C, D und E beschäftigt sind; und daß die zwischen *Männern* und Frauen errechneten Prozentzahlen des Jahres 1988 immer noch die traditionelle Pyramide mit starker Verdünnung nach oben aufweisen, nämlich 73,6 % Frauen in den Verwendungsgruppen C und D, 32,5 % Frauen in der Verwendungsgruppe B – und nur 19,8 % Frauen in der Verwendungsgruppe A, in welcher sie 1985 allerdings noch weniger, nämlich durch 17,7 % vertreten gewesen waren.[36] Die Präsenzpyramide von Frauen an Universitäten gewinnt auf diese Weise eine zusätzliche Dimension: Es ist das überproportionale Kontingent an weiblichen Bürobediensteten, das deren eigentliche Basis darstellt! Zieht man hier beispielsweise allein die historischen Institute in ganz Österreich zum Beweis heran, so zeigt sich, daß 95 % des sogenannten „sonstigen Personals" (also die Bürokräfte der Institutssekretariate) durch Frauen abgedeckt werden. Unter den 48 historischen Institutssekretär/inn/en in ganz Österreich gibt es *zwei* Männer![37]

Die schwerwiegenden Folgen dieses Sachverhalts liegen zunächst in einem einfachen Rechenexempel: Die zahlreichen Frauen (wobei überdies zu berücksichtigen ist, daß immer noch nur 59,5 % der weiblichen Bevölkerung im Alter zwischen 15 und 60 überhaupt berufstätig ist!),[38] die in der universitären Pyramide „unten" sind, können nicht gleichzeitig „oben" sein – und, was noch viel gravierender ist, die „oben" zahlenmäßig dominierenden Männer können „unten" nicht ausreichend vorhanden sein. Jede Forderung nach Geschlechts-Parität in den höheren Positionen müßte an dieser ebenso unauffälligen wie entscheidenden Disparität *mit* ansetzen und zugleich mit der Quotenregelung auf Ordinariatsebene die Quotierung der Sekretariatsstellen verlangen.

Die Notwendigkeit, endlich auch Männer zu untergeordneten Tätigkeiten heranzuziehen, ist nicht nur sozialökonomisch im Sinne einer gezielteren Nutzung von Begabung gerechtfertigt, da sich langfristig keine Gesellschaft die Vergeudung von Begabung leisten kann, wie es derzeit rebus sic stantibus „unten" notwendigerweise geschieht, während eventuell zu konstatierende (rechnerisch im Grunde einleuchtende) diesbezügliche Defizite „oben" durchaus kein Thema sind, und die „Führungsqualität" des männlichen Geschlechts (bis in die niedrigste Kategorie der Verwaltungshierarchie hinein) unbestritten bleibt.

Der Ruf nach Männern in untergeordneten Positionen ist aber vor allem auf Grund dieses unausrottbaren Geschlechtsrollenklischees von essentieller Bedeutung! Der halbtagsbeschäftigte und „damit auch für

36 Eva Kreisky und Ingrid Walther, Quantitative und qualitative Evaluierung des „Förderungsprogramms für Frauen im Bundesdienst für den Zeitraum 1981 – 1988. Erstellt im Auftrag des Bundeskanzleramtes, Wien 1990, 6, 11, 17 – 18.

37 Eigene Berechnung auf der Grundlage der Vorlesungsverzeichnisse der Universitäten in Wien, Graz, Innsbruck, Linz, Salzburg und Klagenfurt (Stand jeweils SS 1990).

38 Susanne Feigl, Frauen in Österreich 1985 – 1990, Wien o.J., 38.

die Familie Zeit habende" Mann, der, seinen Fähigkeiten angemessen, sich damit begnügt, seinerseits *nicht* unbedingt in leitende und führende Positionen aufsteigen zu müssen, ohne dabei sein männliches Prestige einzubüßen (und sich weiblicher Verachtung auszusetzen!), dieser Mann ist eine wesentliche Voraussetzung dafür, daß umgekehrt die überdurchschnittlichen Fähigkeiten einer Frau sich dort entfalten können, wo sie derzeit nicht nur keinen Platz vorfindet, sondern mangels jenes sie unterstützenden Mannes auch nur mit äußerster Kraftanstrengung hingelangt[39] – oder aber gar nicht hingelangen will, weil für *sie* eine berufliche Karriere „neben der Familie" nicht nur unnötig, sondern vielfach auch gar nicht erstrebenswert ist.

Verschärfend kommt an diesem Punkt nun aber noch ein weiteres hinzu. Auf die langfristige Tradition des nahezu ausschließlich von Frauen dominierten Sekretariatspersonals in den Instituten traf nämlich in jüngster Zeit ein weiteres, dieser Tradition durchaus kongeniales Moment, das – neben den rapide ansteigenden Zahlen an Studierenden und den eingefrorenen Professorenstellen – als drittes allgemeines Strukturelement die Entwicklung der *modernen* Universität in den letzten Jahrzehnten kennzeichnet; ein Strukturelement, das ich als Bürokratisierung der Universität im Dienste ihrer (scheinbaren) Demokratisierung bezeichnen möchte, wobei dieses dritte Strukturelement aufs engste mit den beiden anderen zusammen hängt. Denn es liegt auf der Hand, daß das Mißverhältnis in der Professoren/Studentenrelation durch organisatorische Maßnahmen anderer Art kompensiert werden mußte.

Und diese Kompensation bestand neben dem Ausbau des akademischen Mittelbaus und der Lehrauftragskontingente vor allem in einer explosionsartigen Vermehrung von Verwaltungsbeamten.

Nur an einem Beispiel sei dieses Faktum exemplifiziert: In der Rektoratskanzlei der Universität Salzburg arbeiteten 1971 32 Personen; heute – 1990 – sind dort 120 Personen beschäftigt, ein absolut konkurrenzloser Zuwachs, der die Ver*vier*fachung der Verwaltung in einem Zeitraum bedeutet, in dem sich die Anzahl der Studierenden „nur" verdreifacht hat, die Anzahl der Professoren aber gleichgeblieben ist!

Wo 1971 eine Rektoratskanzlei mit einem Rektoratsdirektor und zwei Vertragsbediensteten tätig waren, amtiert heute eine Universitätsdirektion samt dazugehörender Direktionskanzlei mit 12 (!) Beschäftigten, wo 1971 für die sogenannte „Inventarverwaltung" *ein* Vertragsbediensteter zuständig war (und ein zweiter erwartet wurde), gibt es heute eine „Abteilung für Gebäude und Technik" mit insgesamt 43 (!) Beschäftigten. Und eine Wirtschaftsabteilung (10 Beschäftigte), „zentral" für Einkauf, Druck und Vervielfältigung verantwortlich, hatte es 1971 überhaupt nicht gegeben (und ihrer offenbar auch nicht bedurft)![40]

Das seit der Herausbildung des modernen Staates zu beobachtende Phänomen des unbehinderten bürokratischen Wachstums der Verwaltung aus den von ihr selbst geschaffenen Bedürfnissen heraus (in

39 Die Rolle der weiblichen „Karrierebegleiterin" hingegen, die heute immer noch den Normalfall darstellt, hat Marlies Gummert in ihrer „Rede einer selbstbewußten Professorenfrau" unübertroffen dargestellt, in: Kursbuch 58 (1979), 85 – 100.

40 Vorlesungsverzeichnis Universität Salzburg WS 1971/72, 14, sowie Vorlesungsverzeichnis Universität Salzburg SS 1990, 19 – 22.

pointierter Form als Parkinson'sches Gesetz bekannt), zeigt sich am Erscheinungsbild der modernen Universität mit geradezu paradigmatischer Anschaulichkeit. Und die Vision jenes von Horst Eisenlohr mit unübertroffener Ironie prognostizierten „Roeder-Instituts", an welchem neben Hunderten von sich selbst verwaltenden Verwaltungsbeamten als Relikt der vorbürokratischen Ära nur noch ein Bibliotheksdirektor, dafür allerdings kein einziger Wissenschaftler mehr tätig ist, scheint angesichts der oben angeführten Zahlen keineswegs nur zynische Utopie zu sein.[41] Man mag hier einwenden, es habe dieses allgemeine und (scheinbar) geschlechtsneutrale Strukturelement der Universität wenig oder gar nichts mit der spezifischen Frauenproblematik als solcher zu schaffen, und noch weniger könne es als Begründung dafür angeführt werden, daß Frauen die letzte Hürde ihrer akademischen Laufbahn in konstant niedriger Zahl zu nehmen bereit sind. Mir scheint es freilich notwendig, gerade an diesem Punkt mehr als bisher die verborgenen Zusammenhänge (zwischen arbeitsteiligen Organisationsformen und Geschlechtsrollenzuweisungen) zu erkennen, die hier unter der Oberfläche und unbeobachtet wirksam sind.

Denn bürokratische Expansion bedeutet zunächst auch und notwendigerweise einen erhöhten Bedarf von Frauen in untergeordneten Positionen. Und das Ungleichgewicht zwischen männlichen Führungspositionen und weiblichen „Hilfsdiensten" mit all seinen fatalen Folgen für die wenigen Frauen, die den Aufstieg in die „Führungsetagen" wagen (und dann dort die Deplaciertheit ihres Geschlechts gegenüber der männlichen Konkurrenz ebenso erkennen müssen wie gegenüber dem weiblichen, auf den „Chef" fixierten Büropersonal), wird durch diese Verwaltungsexplosion der Universitäten noch zusätzlich vermehrt.

Darüberhinaus bringt das Phänomen der Verbürokratisierung der Universität noch eine weitere bedenkliche Folge mit sich, den ungeheuren Mehraufwand nämlich an wenig kreativer und produktiver, um nicht zu sagen sinnloser Tätigkeit, die gerade für Frauen auf Grund (oder in diesem Falle: dank) ihrer historisch bedingten Sozialisation wenig Attraktivität in sich birgt. Denn selbst wenn man die schildbürgerhaften Auswüchse bürokratischer Überorganisation (wie beispielsweise die Notwendigkeit von Begründungen für Expreßbriefe!) beiseite läßt, so zieht die derzeitige Organisationsstruktur der Universität eine Unsumme von Verpflichtungen nach sich, die mit dem eigentlichen Mandat von Forschung und Lehre nur noch am Rande zu tun haben. Und es ist insbesondere die Berufsgruppe der Professoren, welche sich dieser Art von Verpflichtungen an schwersten entziehen kann (und will). Es soll hier nicht die brisante Frage nach Erfolg oder Mißerfolg der hochschulpolitischen Reformen der späten Sechziger und frühen Siebziger Jahre aufgeworfen werden. Zweifellos war die „Entmachtung" der Ordinarien aus ihrer „autoritären" Machtposition, die sie vor den Studentenrevolten jener Jahre innehatten, eine historische Notwendigkeit. Freilich gemahnt der Vorgang dieser „Entthronung" die Historikerin allzu sehr an vergleichbare historische Vorgänge, bei welchen vormals *rechtlich* privilegierte Gruppen durch den „revolutionären" Akt ihrer Ent-rechtlichung (mittels

41 Horst Eisenlohr, Das Roeder-Institut, in: Wiener Journal 23 (1982), 23 – 24.

Bürokratie) zu nichts anderem als *sozial* privilegierten Gruppen umgewandelt wurden. Die (daher für mich scheinbare) Demokratisierung der Universität hat jedenfalls ein rigides Kastensystem weiter bestehen lassen, in welchem die Ordinarien (und die ein wenig unterhalb von ihnen rangierenden Extraordinarien) nach wie vor den Ersten Stand verkörpern, und für dieses Privileg mit einem Mehraufwand an administrativen Verpflichtungen bezahlen, während der sogenannte Mittelbau (zu welchem paradoxerweise auch jene Gruppe von Dozent/inn/en zählt, welche die Qualifikationsvoraussetzung des Ersten Standes zwar erbracht hat, ihm deshalb aber keineswegs gleichgestellt ist!) seinen unterprivilegierten Status durch die Möglichkeit kompensiert sehen kann, energie- und zeitaufwendige „Kommissionstätigkeiten" an seine Vertreter/inn/en zu delegieren, und sich selbst für den eigentlichen universitären Auftrag, nämlich Forschung und Lehre, einigermaßen freizuhalten. Es mag eine der Ursachen für die Rarität des weiblichen Professors *auch* darin liegen, daß dessen Berufsbild zunehmend – und besonders für Frauen – auf Grund dieser Bedingungen an Attraktivität eingebüßt hat.

Umgekehrt scheint auch der notwendigerweise frustrationsträchtige Dozent/inn/enstatus für Frauen – abgesehen von allen Imponderabilien, ihn überhaupt zu erreichen – immer weniger erstrebenswert zu sein. Bedeutet er doch den Nachweis einer mit überdurchschnittlichem Einsatz erbrachten Qualifikation, die keinerlei Gratifikation nach sich zieht, und die zu nichts anderem dient, als den eigenen Standort nach „oben" ebenso wie nach „unten" als durchaus deplaciert zu sehen. Es ist möglicherweise eine aus weiblicher Vernunft geborene Überlebensstrategie, sich einer solchen, die wissenschaftliche und existentielle Substanz gefährdenden Situation gar nicht erst auszusetzen!

So gesehen kommt dem Campe'schen Motto, das diesen Ausführungen vorangestellt ist, über die Decouvrierung „aufklärerischer" Frauenfeindlichkeit hinaus, vielleicht doch mehr Realitätsgehalt zu, als es in einer Zeit der angeblich überall erreichten weiblichen Gleichberechtigung den Anschein hat!

Es muß allerdings zum Abschluß festgehalten werden, daß sich innerhalb der Geschichtswissenschaft die Unterrepräsentation von Frauen etwas weniger dramatisch als in den allgemeinen Universitätsstatistiken darstellt. Eine quantitative Analyse aller historischen Institute an Österreichs Universitäten ergab immerhin einen Frauenanteil von 9,5 % unter den Ordinarien (in absoluten Zahlen: vier Frauen unter 42 ordentlichen Professoren), von 4,7 % bei den Extraordinarien (eine Extraordinaria unter 21 außerordentlichen Professoren), von 9,8 % bei den Dozenten (fünf Dozentinnen bei insgesamt 51 Dozenten). Dem allgemeinen Trend entsprechend häufen sich auch in der Geschichtswissenschaft die Frauen in den Reihen des akademischen Mittelbaus: Bei den Assistenten beläuft sich der Frauenanteil bereits auf 23,5 % (16 von 68), bei den Lektoren auf 30 % (28 von 60),[42] bei den wissenschaftlichen Beamten auf 60 % (!) (sechs von zehn), eine weitere überzeugende

42 Bei den Lektor/inn/en sind nur die Universitäten von Klagenfurt, Innsbruck, Graz und die Wirtschaftsuniversität Wien berücksichtigt, weil die restlichen Vorlesungsverzeichnisse die Lektoren nicht ausweisen.

Bestätigung für die verborgene, doch deutlich geschlechtsspezifische arbeitsteilige Organisation der Universität! Und 95 % Frauen (46 von 48) leisten, wie bereits erwähnt, in diesen historischen Instituten die „untergeordnete" Büroarbeit.[43]

Der Befund, den Hans-Jürgen Puhle über die „Situation der Frauen in der Geschichtswissenschaft" für die Bundesrepublik Deutschland herausgearbeitet hat (wobei ihm als eine der Hauptursachen für den Mangel an Historikerinnen vor allem der konservative Charakter der historischen Wissenschaft mit ihren spezifisch männlichen Fragestellungen erschien),[44] ist daher für die gegenwärtige Situation in Österreich – bei allen Gemeinsamkeiten – nicht mehr ganz zutreffend, was zweifellos auch auf den grundlegenden Paradigmenwechsel in der Geschichtswissenschaft selbst zurückzuführen ist. Es bedurfte dieses gewandelten Klimas innerhalb der Historie selbst, um sie für Frauen zunehmend attraktiv – und damit für ihre feministische Erneuerung – offen sein zu lassen.

Darüber, was feministische historische Forschung und historische Frauenforschung in Österreich bisher an wissenschaftlichen Ergebnissen aufweisen können, soll in einem weiteren, in einer der nächsten Nummern von „L'Homme" erscheinenden Artikel die Rede sein.[45]

43 Eigene Berechnung auf der Grundlage der Vorlesungsverzeichnisse der Universitäten Wien, Innsbruck, Graz, Salzburg, Linz, Klagenfurt sowie der Wirtschaftsuniversität Wien, jeweils vom SS 1990. An der Universität für Bodenkultur, der Montanuniversität Leoben, den Technischen Universitäten in Wien und Graz und der Veterinärmedizinischen Universität gibt es keine historischen Institute. In Innsbruck und Graz wurde neben der geisteswissenschaftlichen auch die sozialwissenschaftliche Fakultät herangezogen. Die Institute für „Alte Geschichte" wurden mitberechnet. Personalstand Universität Wien, 306 – 308, Vorlesungsverzeichnis Universität Innsbruck, 172, 324 – 326, Bulletin Universität Graz, III/20, III/61 – 65; Vorlesungsverzeichnis Universität Salzburg, SS 1990, 144 – 145; Universitätsdirektion der Universität Linz Hg., Johannes Kepler Universität Linz. Studienführer. Lehrveranstaltungen. Personenverzeichnis, Sommersemester 1990, Linz 1990, 32 – 33; Universität Klagenfurt Hg., Universität für Bildungswissenschaften Klagenfurt. Verzeichnis der Lehrveranstaltungen und Personalstand Sommersemester 1990, Klagenfurt 1990, 79 – 80; Wirtschaftsuniversität Wien Hg., Wirtschaftsuniversität Wien. Vorlesungsverzeichnis. Personalverzeichnis. Sommersemester 1990, Wien 1990, 326.

44 Hans-Jürgen Puhle, Warum gibt es so wenige Historikerinnen?, in: Geschichte und Gesellschaft 3/4 1981), 364 – 393.

45 In Abgrenzung zu dem Artikel von Edith Saurer über „Frauenforschung in Österreich. Ein Literaturbericht", der demnächst in der neugegründeten Zeitschrift für österreichische Geschichtswissenschaften erscheinen wird, soll dieser Artikel insbesondere den Forschungsprojekten, Dissertationen und Diplomarbeiten gewidmet sein.